

No. 311. Wien, Mittwoch den 12. Juli 1865

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse  
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

12. Juli 1865

## 1 Französische Schriftsteller über Meyerbeer.

Ed. H. Unter den vielen Talenten, welche die Franzosen besitzen, erfreut eines sich einer ganz eminenten Ausbildung und Verwerthung: das Talent der Charlatanerie. Wir wollen das Wort nicht in dem plumpen und grellen Sinne nehmen, den man in Deutschland gewöhnlich damit verbindet. Der feine und vornehme „Charlatan“ braucht nicht in rothem Rock auf dem Dulcamara-Karren einherzufahren, einen trompetenden Mohren an der Seite und betrügerische Placate auf der Stange. Ein literarischer Charlatan ist, wer über einen Gegenstand schreibt, den er nicht versteht, wer uns bogenlang mit eifriger Miene vorschwatzt, ohne daß er uns etwas zu sagen hat, wer ganze Bücher aus einem Sümchen von Ideen und Thatsachen macht, das zur Noth für ein Feuilleton ausreicht. Auch dazu gehört Talent, das ganz specifische Talent der Charlatanerie, wie es vor Allen die Franzosen besitzen. Sie haben als Schriftsteller die ihrer Nation eigenthümliche Gabe der „Causerie“, des leichten Geplauders, zur förmlichen Methode ausgebildet und allen, auch wissenschaftlichen Gegenständen angepaßt. Auf musikalischem Gebiet grassirt dieses französische Talent seit Jahren mit erschreckender Ungenirtheit. Proben davon haben wir unseren Lesern in der Anzeige von „Scudo's Chevalier Sarti“, Escudier's „Souvenirs“ u. a. geliefert. Das neueste Kind dieser Methode heißt „*et*“ und stammt aus Meyerbeer und seine Zeit der Feder des Herrn Henri Blaze de Bury. „*Meyerbeer et son temps*“ de Henry. (Blaze de Bury Paris, Michel Lévy, 1865.)

Seit längerer Zeit als wichtiges Ereigniß annoncirt, erfreut sich dieses Buch der ausgiebigsten Reclamen in französischen und deutschen Blättern. Es hat auch uns die größte Bewunderung abgenöthigt. Denn bewunderungswürdig finden wir, wie ein Autor, der außer einigen unerheblichen Anekdoten auch nicht ein neues oder treffendes Wort über und seine Musik vorzubringen weiß, ein Buch von bei Meyerbeernahe 400 Seiten über diesen Componisten zu Stande bringt. Diese paar Anekdoten, Aeußerungen und Charakterzüge, die der Verfasser recht lebhaft erzählt, sind bequem in einem Feuilleton unterzubringen.

Mr. ist der Sohn des bekannten Blaze de Bury Musikschriftstellers, der durch eine Reihe Castil-Blaze von Werken über französische Musik sich unleugbare Verdienste erworben hat. Er hatte die seltene Eigenschaft, musikalische Kenntnisse zu besitzen und nur dann ein Buch zu schreiben, wenn er uns irgend etwas zu sagen wußte. Sein Sohn Henri — als Gesandtschafts-Attaché decorirt und mit dem Prädicat de Burygeadelt — hat von seinem Vater keine dieser beiden Eigenschaften, sondern bloß die musikalische Passion geerbt. Gründliche Kenntnisse in diesem Fach fehlen ihm durchaus; er schreibt und urtheilt mit der Zuversicht und Oberflächlichkeit eines Dilettanten, dessen ernsthafteste Beschäftigung mit der Musik in häufigem Besuch der Oper besteht. Ueber Herrn v. Blaze als Lyriker, Novellist, Theaterdichter, Literaturhistoriker, Goethe-Uebersetzer u. s. w. — Herr v. Blaze versteht Alles und schreibt über

Alles — maßen wir uns kein Urtheil an. Einen Umstand müssen wir jedoch hervorheben, der Herrn v. Blaze eine Art Uebergewicht über andere, mitunter viel geistreichere und unterrichtete Collegen verleiht und dem französischen Publicum unfehlbar imponirt. Herr v. Blaze versteht nämlich Deutsch. Die deutsche Literatur und ein längerer Aufenthalt in Deutschland haben diesem Feuilletonisten ein sehr einträgliches Stoffgebiet eröffnet, das den meisten seiner Collegen verschlossen ist. Nichts Beneidenswertheres als ein halbwegs talentvoller Franzose, der Deutsch versteht! Bei der enormen Unkenntniß der Franzosen im Fache der deutschen Literatur, insbesondere der philosophischen und kunstgeschichtlichen, kann man ihnen noch immer mit einigem davon abgeschöpften Schaum imponiren und Einfälle oder Urtheile, die in Deutschland längst geistige Scheidemünze geworden sind, ihnen für neue, eigenthümliche Gedanken auftischen.

Diese Quelle kann nicht versiegen, wenn der französische Causeur sich auch nur an das Auffallendste und Zugänglichste der deutschen Literatur hält. Auf Schritt und Tritt begegnen wir bei Herrn v. Blaze den Namen Goethe, Hegel, Humboldt, Beethoven, Kaulbach etc. Hier prunkt eine'sche Hegel Rhapsodie über die „Idee“, die allein das Kunstwerk hervorbringe und seine Bedeutung entscheide, dort eine'sche Riehl Reminiscenz von dem Zusammenhang der Musik mit der Politik, mit der Philosophie und was noch sonst Allem, bald klingt eine schwärmerische Metapher, bald ein Witz Heine's Wort von an — und dies Alles so funkelneue Börne und originell für die Leser des Herrn v. Blaze!

Das Buch beginnt mit einer Einleitung über den „Geist der Zeit“, d. h. mit einigen ästhetisirenden Phrasen über Musik, Mozart, Beethoven, Michel-Angelo, Rafael, Franz I., Leonardo da Vinci u. s. w. In diese illustre Gesellschaft fällt nun plötzlich, von dessen Jugend und Studien Meyerbeerzeit uns die altbekannten Dinge erzählt werden, hie und da von einem kleinen Feuerwerk des Gefühls oder der Geistreichheit unterbrochen. Der Aufenthalt bei Abbé Vogler wird geschildert und dabei Karl Maria Weber für einen Bruder des Theoretikers Gottfried Weber gehalten. Von einer strengeren chronologischen Anordnung, von logischem Zusammenhang des Stoffes ist bei Herrn v. Blaze kaum die Rede, Früheres oder Späteres wird fortwährend durcheinandergemischt und bei jedem lockenden Stichwort das Entlegenste herbeigeht. So müssen wir bei Gelegenheit des „Robert“ die Biographie („la légende“) von und der Nourrit hören, das Stichwort „Malibran Berlin“ zieht einen langen Excurs über Jenny nach sich, welche nach Herrn v. Lind Blaze als Gesangskünstlerin von Fräulein Lucca übertroffen wird! Und so ins Unabsehbare weiter.

Herrn v. Urtheil über Blaze's ist einfach Meyerbeer und consequent, es besteht in enthusiastischer Vergötterung. Wie kritiklos unser Meyerbeer-Priester selbst innerhalb dieses Tempelbaues vorgeht, beweist er, indem er den „Propheten für bestes Werk erklärt! Daneben hat er Meyerbeer's natürlich auch für „Dinorah“ und den „Nordstern“ nur die ungemessenste Bewunderung, erklärt den „Schillermarsch für ein unsterbliches Meisterwerk und setzt die Struensee-Ouverture an die Seite der Fresken von im Campo Corneliussanto zu Berlin. In seinem Urtheil über ist Meyerbeer Herr v. gänzlich unzurechnungsfähig, es ist als hörte Blaze man einen Theater-Enthusiasten gewöhnlicher Sorten reden.

Wir verzichten demnach auf jede weitere Bemerkung über den musikalisch kritischen Theil des Buches, wenn man eine Anhäufung verhimmelnder Superlative und Metaphern so nennen darf.

Einigermaßen versöhnt uns mit dieser kritischen Unmündigkeit des Verfassers seine warme, freundschaftliche Hingebung an die Person Meyerbeer's. Er spricht mit der größten Verehrung von Meyerbeer's Charakter und darf hierin auf die Zustimmung Aller zählen, die den Meister persönlich kannten. Manche Mittheilung des Verfassers aus seinem persönlichen Verkehr mit dem berühmten Componisten ist recht anziehend, höchst bescheiden bezüglich seiner eigenen Lei Meyerbeerstungen, ließ

auch jedes andere Talent gelten, war voll warmer, werthätiger Anerkennung, selbst solcher Componisten, die ihm stets feindselig gesinnt waren. Einer dieser heimlichen Neider und Gegner Meyerbeer's begegnet einmal Herrn v. Blaze auf dem Boulevard, hält ihn fest und äußert in den überschwenglichsten Phrasen seine Bewunderung für Meyer's Genie. Herr v. Beer erzählt bei Tische diese Aeuße Blazerungen Meyerbeer-wieder, der freudig lauscht und ganz stolz darüber aussieht. „Ja, glauben Sie denn wirklich,“ fragt ihn Blaze erstaunt, „daß dies Alles auch aufrichtig gemeint sei?“ „Gewiß nicht,“ erwidert Meyerbeer gutmüthig; „von all' diesem Lob glaubt unser Ehrenmann kein Wort, er wollte nur, daß Sie mir es widersagen, und diese gute Absicht ist es, wofür ich ihm dankbar bin.“

Ein einziger Name hatte das Privilegium, Meyerbeer zu reizen: der Name Richard . Er konnte ihn Wagner's nicht aussprechen hören, ohne für einen Augenblick eine unangenehme Erregung zu empfinden, etwas wie eine Dissonanz. Wir können diese von treffend ausgedrückte Wahrneh Blazemung aus eigener Erfahrung bestätigen; Meyerbeer pflegte dann das Gespräch sofort abzulenken, da sein vornehmes, zartfühlendes Wesen sich dagegen sträubte, Nachtheiliges über den Mann zu äußern, dessen künstlerische Richtung ihm in der Seele verhaßt war, und der überdies in so heftiger Weise gegen Meyerbeergeschrieben hatte.

war unermüdlich im Arbeiten, Nachdenken, Meyerbeer Lesen. Mehrere Dichtungen ergriffen ihn so mächtig bei der Lectüre, daß er gleich an eine musikalische Bearbeitung derselben dachte. Freilich ist im Strudel seiner übrigen Arbeiten manches dieser Projecte zu Wasser geworden. So wollte er die Sage von Heround Leandernach Art eines Zwischenspiels für zwei Personen componiren; er dachte dabei an die und Grisi . Längere Zeit trug sich Mario Meyerbeer mit dem Gedanken einer Composition des „Zauberlehrlings“ von . Goethe sollte mit einigen Aenderungen der Fabel Blaze das Gedicht als einactige Oper behandeln. Eine noch wunderlichere Idee dünkt uns die Composition von Molière's „Tartüffe“, welche Meyerbeer beabsichtigte; die Zeichnung der Charaktere reizte ihn. Meyerbeer's Freunde sprachen ihm oft von „Goethe's Faust“ als Opernstoff. Gewissermaßen war er authentisch dazu berechtigt, da Goethe bekanntlich geäußert hatte, die vollkommenste musikalische Behandlung seines „Faust“ würde geliefert haben; da dieser todt sei, wäre auf Mozart das meiste Vertrauen zu setzen. Meyerbeer Herr v. findet noch einen dritten Componisten in Blaze gleichem Maße wie Mozart und Meyerbeer zur Composition des „Faust“ berufen, und dies ist — ! Rossini hätte, nach Rossini Blaze's Meinung, das'sche Gedicht von der meist vernach Goethelässigten Seite, nämlich vom Geiste aus (par l'esprit) gefaßt, und vor Allem aus dem (!) eine, selbst von Mephisto Mozart und Meyerbeer unerreichbare Schöpfung gemacht! Wir trauten unsern Augen kaum, als wir die Stelle (p. 261) zum zweiten- und drittenmal lasen.

So mächtig sich Meyerbeer von diesem Ausspruch und vom Stoffe selbst zum „Faust“ hingedrängt fühlte, so hielt ihn doch stets eine heilige Scheu zurück. Die großen Meisterwerke, dachte er mit Recht, sollen unverändert so bleiben, wie sie geschaffen wurden. Dazu kam noch, daß er, Spohr den er hochschätzte, und später, dem er sehr be Gounodfreundet war, nicht als Rival entgentreten wollte. Dennoch bewog Herr Blaze Meyerbeerdazu, einzelne Scenen aus Goethe's „Faust“ in kleinerem Rahmen als dem einer Oper zu componiren. Der Hergang, dessen Erzählung bei Blaze einen großen Raum einnimmt, war folgender: Herr v. Blaze hatte ein Schauspiel, „Goethe's Jugend“, geschrieben, dessen Aufführung am Odeon-Theater in Paris vorbereitet wurde. Meyerbeer wollte eine Zwischenact-Musik und „Mignon's Lied“ dafür componiren. Dichter und Theater-Director kamen aber auf den Gedanken, ob nicht Meyerbeernoch mehr für das Werk zu interessiren und zu einer größeren, selbstständigen Illustration zu bewegen wäre. Herr v. Blazedichtete ein zwischen den vierten und fünften Act einzuschubendes musikalisches Intermezzo, eine Art überirdischer Phantasmagorie, welcher Goethe's poetische Gestalten, „Mignon“, „Gret“, „chen

Erlkönig“ u. s. w. geisterhaft erscheinen. Mehrere Szenen aus „Faust“ unter andern „Gretchenim Dom“, sind eingefügt., der die Composition dieses Inter Meyerbeermezzo mit großer Liebe erfaßt haben soll, beendigte sie im Jahre 1860, wo er in Emsdem Dichter die vollständige Partiturzeigte. Aeufßere Hindernisse verzögerten bis heute die Aufführung der „Jeunesse de Goethe“ am Odeon- Theater. Ein interessantes Werk des Meisters soll also der musikalischen Welt noch bekannt werden.

Ein anderer Plan Meyerbeer's, der aber nicht zur Ausführung kam, war die Vollendung einer von C. M. Weber begonnenen komischen Oper. Der erste Act, von Weber vollständig componirt, soll von dessen Witwe an Meyerbeer mit der Bitte gesendet worden sein, den zweiten Act hinzuzucomponiren. Die inneren Schwierigkeiten, sowie die äußeren Inconvenienzen einer solchen Mit- und Nacharbeiterschaft trugen jedoch über Meyerbeer's guten Willen den Sieg davon. Die Angabe des Herrn v. rück-sichtlich der Blaze Weber'schen Oper ist nicht ganz richtig. Es kann nur die von Th. Hell gedichtete komische Oper: „Die drei Pintos“ gemeint sein, deren Composition vom Jahre Weber 1820bis an sein Lebensende beschäftigte. In Kopf war die Oper beinahe fertig, aber die Weber's von ihm hinterlassenen Skizzen waren so fragmentarisch, daß sowol als Meyerbeer, welche doch Beide das Meiste aus Marschner der Oper von Weberselbst hatten vortragen hören, es für unmöglich erklärten, das Werk, oder vielmehr die skizzierten Weber's Theile, herzustellen und aufzuschreiben. Von einem Meyerbeer überreichten „fertigen ersten Act“ konnte also unmöglich die Rede sein. (Vergl. Weber's Biographie von Max M. v., Weber II. p. 242, 459.)

Auch an eine Oper „ dachte Karl V. Meyerbeer. Er malte sich in Gedanken den pompösen fünften Act aus, wie der Kaiser, dessen Scheinbegräbniß man feiert, einem Gespenste gleich sich vor der entsetzten Versammlung aufrichtet. Auch eine „Orestie“ soll Meyerbeernicht bloß projectirt, sondern wirklich componirt haben — der Verfasser vergißt in seiner lebenswürdigen Zerstreutheit, uns irgend etwas Näheres darüber zu sagen. letzter Plan war, Meyerbeer's eine leichte komische Oper eigens für Adelinazu Patti schreiben, von der er nie ohne den größten Enthusiasmus sprechen konnte. Schon in dem projectirten „Zauberlehrling“ war die weibliche Hauptrolle „à cette jolie petite merveille“, nämlich der zugebracht. Patti

Den Schluß des Buches bildet eine ausführliche Geschichte und Kritik der „. Herr v. Afrikanerin Blaze sieht in letzterer Oper die „Hugenotten“ noch übertroffen und windet sich förmlich in Anbetung.

Es freut uns, diese Zeilen mit der Anerkennung einer andern französischen Meyerbeer-Abhandlung schließen zu können, die uns soeben zu Handen kommt. Sie ist von Joseph und findet sich im zweiten Heft der in d'Ortigue's Paris erscheinenden Zeitschrift *Le Correspondant* unter dem Titel: „La vérité sur Meyerbeer à propos de l'Africaine“. Der Titel ist etwas auffallend, der Aufsatz selbst aber gehört zu dem Gründlichsten, Unbefangenen und Besonnensten, was wir bisher von einem französischen Autor über gelesen. So wird die Ehre der Meyerbeer französischen Musikkritik, die — rück-sichtlich von jeher unzureichend Meyerbeer'snungsfähig — durch das Buch des Herrn v. eine Blaze neueste Schlappe erlitten hat, wenigstens einigermaßen von einem Autor wieder gerettet, der etwas von der Sache versteht, über die er schreibt, und der ein Urtheil versucht, wo seine Collegen sich mit der Plauderei begnügen.